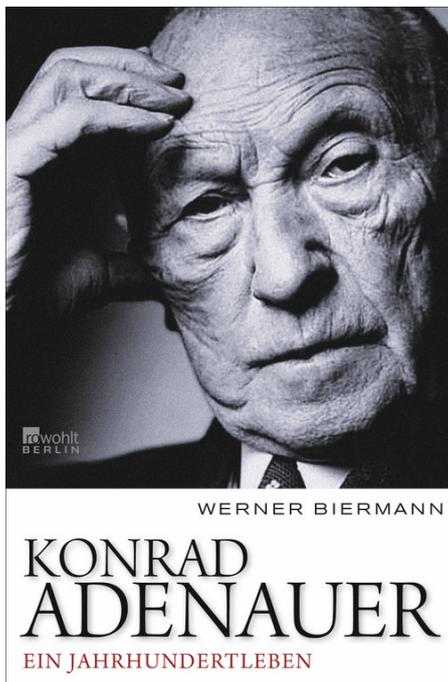


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-7371-0006-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Werner Biermann

Konrad Adenauer
Ein Jahrhundertleben

Rowohlt · Berlin

1. Auflage März 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Satz aus der Adobe Garamond, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 7371 0006 9

Inhalt

Widmung

Motto

Inhalt

Prolog

Der treue Sohn seines Vaters

1 Der Aufsteiger

2 Frömmigkeit, Arbeit und Sparsamkeit

3 Emma und der Sprung nach oben

4 «Vielbeneidet, und dabei arm, bitterarm»

5 Oberbürgermeister in chaotischer Zeit

6 Ein rheinischer Separatist?

7 Der König von Köln

8 Sturz und Diktatur

9 «Alles ist ungewiß, alles ist schwankend» – Adenauer,
der Vertriebene

10 Im Krieg

11 Auf dem Weg zur Macht

12 Am Ziel: Kanzler des neuen Staates

Kanzler im Kalten Krieg

13 Deutschland, Europa und die «neue Wehrmacht»

14 Ordnung schaffen

15 Die Bundesrepublik wird souverän

16 Im Bündnis mit dem Westen

17 Die Schreckgespenster Amerika und Russland

18 Wie lange noch?

19 Der erzwungene Abschied

20 Kanzler ohne Amt

Anhang

Anmerkungen

Quellen und Literatur

Personenregister

Bildnachweis

1

Der Aufsteiger

Meßdorf bei Bonn, 1851

Wenig weiß man über den Jungen, der einmal der Vater von Konrad Adenauer sein wird. Im Sommer 1851 arbeitet der achtzehnjährige Johann *Conrad* Adenauer als Jungknecht auf dem Gutshof Ostler, einem großen Bauernhof, der so eindrucksvoll ist, dass man ihn im Volksmund die «Meßdorfer Burg» nennt. Vorher hat er sich mit verschiedenen anderen Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen, wie sie sich im Dorf anbieten, unter anderem als Arbeiter in der Ziegelei. Seine Eltern sind seit langem tot.

Sein Vater, der 1810 geborene Franz Adenauer, hatte sein Glück in der Stadt versucht, im nahe gelegenen Bonn, er war Bäcker geworden, hatte mit einundzwanzig Jahren geheiratet und mit seiner Frau Katharina drei Kinder gehabt, darunter Conrad, den einzigen Sohn. Schließlich hat Franz sogar eine eigene Bäckerei eröffnet – ein verheißungsvoller Anfang in der vergleichsweise großen Stadt. Conrad wird später seinen Kindern von dieser Bonner Bäckerei erzählen, dem Duft des frischen Brotes, der schon am frühen Morgen durch das Haus zog. Einmal wird er ihnen sogar die Straße zeigen und das Gebäude, in dem er lebte.¹ Unklar ist, warum Franz Adenauer schon bald darauf, 1837, sein Geschäft einem anderen Bäcker überließ und zurück aufs Land ging, nach Meßdorf, wo ein Teil seiner weitverzweigten Familie lebte.

Allerdings brachte der Umzug dem Franz Adenauer kein Glück, denn in Meßdorf starb plötzlich eines der Kinder und, im selben Jahr, auch seine Frau Katharina, Conrads Mutter. Franz heiratete ziemlich rasch eine andere Frau, Eva Nöthen, und hatte mit ihr eine weitere Tochter, die aber auch bald nach der Geburt starb. Und schließlich, im Alter von nur neunundzwanzig Jahren, starb auch der unglückselige Franz Adenauer. Im Dorf erzählte man noch lange, er sei bei der Apfel-ernte von der Leiter gefallen und habe sich den Hals gebrochen.

Viel Tod, und so war es schon immer. Auch in der Generation der Großeltern und Urgroßeltern Adenauer waren die Kinder zahlreich zur

Welt gekommen und allzu häufig sehr früh wieder von ihr gegangen; man nahm es hin als Fügung. Auch die Frauen starben früh, meist bei der Geburt des fünften oder sechsten Kindes im Kindbett, und die Männer heirateten rasch wieder, ganz pragmatisch. Nach dem Tod des Vaters, als der Junge gerade sieben war, ist Conrad bei seiner Stiefmutter Eva geblieben und bei ihr aufgewachsen, aber jetzt, als junger Mann, wohnt er auf dem Gutshof. Zumindest teilt er sich, solange die Erntezeit dauert, zum Schlafen eine der Kammern im Gesindeflügel der «Meßdorfer Burg».

Die flachen Niederungen und Flussauen westlich von Bonn, mit den versprengt darin liegenden kleinen Dörfern wie Meßdorf, Oedekoven, Alfter, bis hin zum Vorgebirge der Eifel im Westen, der Ville – das alles ist fruchtbares Acker- und Gartenland mit intensivem Gemüse- und Obstanbau auf gutem Lössboden und mit ausgedehnten Apfelplantagen mittendrin. Viel Arbeit für Tagelöhner wie Conrad, solange die Saison andauert. Dann aber kommt der kalte Winter und mit ihm die Arbeitslosigkeit, und manchmal kommt auch der Hunger.

Dat is schon immer so jeweese, sagen die Alten.

Aber es gibt Leute, die wollen, dass alles anders wird. Sie reden sogar von *Revolution*. Man konnte vor einiger Zeit im «Bonner Wochenblatt» lesen, wie sie sich im Gasthof «Römer» versammelten, alle diese Professoren und Studenten von der Universität, und freche Reden gegen die Obrigkeit gehalten haben, sogar gegen den König, der doch König ist, weil Gott der Herr es so will, und die dann singend losgezogen sind, um sich im Siegburger Zeughaus mit Waffen zu versorgen, Professor Kinkel immer voran. Aber dann reichte es, drei Dutzend preußische Dragoner loszuschicken, und *aus* war es mit der Revolution in Bonn. Wie dann allerdings dieser Kinkel später von seinen Kumpanen aus der Festungshaft in Spandau befreit wurde, das war ein tolles Stück, das im vergangenen Herbst wochenlang in den Zeitungen erzählt wurde. Neuerdings heißt es, Kinkel halte sich in England auf, von wo er weiterhin die Sache der Revolution zu betreiben versuche.²

Also bleibt wohl doch alles, wie es war.

Sommer 1851. Es gibt keine Briefe, keine Tagebücher, nur ein paar im Familienkreis erzählte Anekdoten, doch in diesem Sommer muss der

Achtzehnjährige angefangen haben, intensiv über sein Leben nachzudenken: Woher und wohin? Er ist empfindsam genug, die Härten dieses ländlichen Alltags, die großen Abhängigkeiten und kleinen Demütigungen nicht einfach als gegeben hinzunehmen; er hat Phantasie genug, sich andere, bessere Welten jenseits des Horizonts vorzustellen. Und er ist intelligent genug, die richtigen Fragen zu stellen, sogar sich selbst. Was soll aus mir werden? Wer will ich einmal sein? Er kann sein künftiges Schicksal, wie es ihm wohl bestimmt ist, in den verwitterten Gesichtern der altgewordenen Knechte sehen, deren Leben sich im Kreis gedreht hat und die jetzt, nach einer lebenslangen Plackerei, ihr Gnadentrot verzehren – wie die alten Pferde. Eine schreckliche Vorstellung.

Überall in den Dörfern, bis tief in die Eifel hinein, erzählt man von Brasilien, und manchmal kommt von einem, der die *Auswanderung* gewagt hat, ein Brief aus diesem fernen Land. Dort lebt der Mensch wahrhaft frei, heißt es, und wenn einer tüchtig ist und strebsam, dem stellen sich, anders als hier, keinerlei Hemmnisse in den Weg. Es gibt dort einen Kaiser, aber keine Fürsten und Grafen, und jeder ist auf seinem eigenen Land sein eigener Herr. Womöglich hat Conrad von Brasilien geträumt, von ungeheuer großen Strömen, endlosen Urwäldern und Savannen, von Reitern, die auf ihren Pferden riesige Rinderherden umkreisen. Allerdings ist es für einen Meßdorfer Jungknecht vollkommen unmöglich, das für die Auswanderung erforderliche Reisegeld aufzubringen.

Die Zukunft scheint versperrt, Meßdorf eine Falle.

Schließlich legt Conrad sein Schicksal in die Hände einer höheren Macht. Diese Macht ist nicht Gott, der zürnende Gott, der seine Gebete nicht erhört, sondern der preußische Staat, zu dem das Rheinland ja nun gehört. Conrad Adenauer tritt in die preußische Armee ein, um Berufssoldat zu werden, und das ist die entscheidende, man kann sagen schicksalhafte Wendung, die er selbst seinem Leben gibt.

Dreißig, fünfunddreißig Jahre später wird er ein würdiger älterer Herr geworden sein, hochangesehener Justizbeamter mit glänzender Laufbahn, stets korrekt gekleidet und mit gepflegtem Bart, der abends wortkarg und mit strengem Blick vom Justizpalast am Kölner Appellhofplatz nach Hause kommt, nicht ohne auf dem Heimweg bei der Schwarzen Madonna in der Kupfergasse ein Gebet verrichtet zu haben –

das Prachtexemplar eines preußischen Beamten, kaisertreu und gottesfürchtig, gehorsam seinen Vorgesetzten, streng zu seinen Untergebenen, diszipliniert, strebsam, sparsam. Seinen Kindern gegenüber ist er, mehr noch als ohnehin üblich in seiner Zeit, autoritär und unnahbar. Er befiehlt und ordnet an; er verurteilt und bestraft. Konrad, sein jüngster Sohn, wird in ihm so etwas wie den direkten Gesandten Gottes sehen, der hier auf Erden – und angefangen in der Familie – nach dem Rechten zu sehen hat; eine beinahe erdrückende, überdimensionale Vaterfigur, deren prägender Wirkung er sich nicht entziehen kann.

Ein ganzes Jahrhundert nach dem Meßdorfer Sommer wird dieser Sohn, jetzt selbst schon ein alter Herr von Mitte siebzig, gerade sein Amt als deutscher Bundeskanzler angetreten haben. Und man wird erkennen, wie die Maximen und Grundsätze, die Conrad in seinem Leben als preußischer Soldat und Beamter erworben hat, noch im Charakter des Sohnes lebendig und wirksam sind. Und weil politisches Handeln immer auch von den tiefen charakterlichen Prägungen des Handelnden beeinflusst wird, hat der Meßdorfer Junge im Sommer 1851 mit seiner Entscheidung wohl ein bisschen auch die Geschichte der Bundesrepublik beeinflusst, die sein Sohn so wesentlich gestaltet hat.

Die militärische Laufbahn dieses Conrad Adenauer ist geschildert worden als erstaunliche Karriere, als Aufsteigergeschichte eines Jungen vom Lande in der preußischen Armee. *Aufstieg durch Dienst*. Man hört die Biographen quasi applaudieren. Was aber diese Karriere für den Charakter und die Persönlichkeit des jugendlichen Rekruten, genauer gesagt für deren systematische Zerstörung und allmähliche Umformung, bedeutet und wie diese mentale Abrichtung praktisch verläuft, ist im Falle Conrad Adenauers noch nicht erzählt worden.

Zwar ist die preußische Armee um 1850 nicht mehr die Armee Friedrichs II., der es zum Leitprinzip gemacht hatte, dass «der gemeine Soldat vor dem Officiere mehr Furcht als vor dem Feinde haben» solle, und der dies mit Stockschlägen, Arrest, Haft, Fausthieben oder tagelangem *Anketten* durchsetzen ließ. Anders als durch diese entsetzliche Angst vor den Offizieren, so glaubte der König, würden sich die meisten Soldaten nicht in die Schlacht und den Tod treiben lassen. Leistete

dennoch einer Widerstand, war das *Spießrutenlaufen* eine oft verhängte Strafe: Dabei muss der Delinquent durch eine von zweihundert oder dreihundert Soldaten gebildete Gasse laufen, während die Männer mit Stöcken oder, besser noch, mit nassen Weidenruten auf ihn einschlagen, auf die nackte Haut, die aufplatzt und blutet; es sind Männer, die ihrerseits von hinter ihnen lauern den Unteroffizieren mit Stockschlägen dazu angetrieben werden, nicht zu *zimperlich* zuzuschlagen. Das Spießrutenlaufen kam zumeist einem Todesurteil gleich und wurde 1806 abgeschafft, zumindest offiziell.

Aber auch in der Armee, in die der junge Conrad Adenauer im Herbst 1851 eintritt, werden die Rekruten immer noch systematisch misshandelt, wird ihnen die totale *Subordination*, der Kadavergehorsam *eingebläut* – der eigentliche Geist des preußischen Militärs, die Essenz des Preußentums. Die auf diese Weise erzwungene Selbstentäußerung des Einzelnen, wie sie der Meßdorfer Junge erlebt haben muss, die Auflösung seiner Persönlichkeit und die willenlose Unterordnung unter den Angriffsbefehl wie jeden anderen Befehl, gilt als zentrale preußische Tugend. «Wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr, was ihm selber gehört.»³

Der Begriff des «Kadavergehorsams» stammt zwar aus der Gehorsamsregel der Jesuiten, hat aber seine eigentliche, wahre Verwirklichung erst in der preußischen Armee gefunden – als die absolute Fügsamkeit des Soldaten, eben wie die eines Kadavers, einer Leiche, die sich widerstandslos einem fremden Willen unterwirft, da sie keinen eigenen hat, und mit der man alles tun kann (in einigen europäischen Sprachen benutzte man noch lange diesen deutschen Begriff, um die Mentalität des preußischen und deutschen Militärs und der vom Kadavergehorsam geprägten militaristischen Gesellschaft zu beschreiben).

Ein französisches Sprichwort trifft es wohl genau: «Être Prussien est un honneur, mais pas plaisir.»⁴ Die einzigartige Mischung aus Selbstverleugnung, Disziplin, Gehorsam und Unterordnung, aber auch Geradlinigkeit, Ordnungssinn, Tapferkeit und Pflichterfüllung hat Theodor Fontane oft beschrieben, am genauesten vielleicht in einem Roman, in dem er einen Offizier sagen lässt, gerade dies sei etwas speziell Preußisches. «Was uns obliegt, ist nicht die Lust des Lebens, sondern ledig-

lich die Pflicht. Wir sind dadurch vor anderen Nationen ausgezeichnet, und selbst bei denen, die es nicht begreifen und übel wollen, dämmert die Vorstellung von unserer daraus entspringenden Überlegenheit.»⁵

Die zentralen Tugenden sind Tapferkeit und Härte: «Lerne leiden, ohne zu klagen» und «Gelobt sei, was hart macht» – so sind sie sprichwörtlich geworden. Etwas von diesem preußischen Kult der Härte, wenn auch gänzlich pervertiert, schwingt noch bei Heinrich Himmler mit, wenn er über die Massenmorde seiner SS-Männer sagt, sie hätten «die Härte» haben müssen, Hunderttausende Menschen fortzuschaffen und zu töten: «Und es muss trotzdem immer so sein, dass unsere Männer niemals weich werden, sondern dass sie das mit zusammengebissenen Lippen machen.»⁶

Die erste Zeit, die viele Monate dauert, ist für Conrad Adenauer wie für jeden Rekruten die schwerste Zeit, die Zeit des *Drills*. Dies geschieht nicht nur, um die Rekruten militärisch zu professionalisieren; es geschieht auch, um sie zu demütigen und ihren Willen zu brechen. Nur der willenlose Soldat lässt sich operativ einsetzen. Die militärischen Abläufe werden wieder und wieder – und unter härtesten Bedingungen – *exerziert*, etwa wenn die Rekruten, beladen mit schwerstem Gepäck, auf wochenlange Märsche durch den Winter geschickt werden, jeden Tag zwanzig Kilometer oder mehr, bis sie irgendwann zusammenbrechen.

Wir dürfen uns den jungen Conrad also als einen unglücklichen Mann vorstellen, in tausend Momenten der Wut, des unterdrückten Aufbegehrens, der hasserfüllten Angst vor den Vorgesetzten, der Enttäuschung und existenziellen Mutlosigkeit, wenn er mit zerschlagenen Knochen und zerschundener Haut nachts auf seinem Lager liegt. Er ist ja einiges gewöhnt; oft genug ist er mit schmerzenden Gliedern nach einem langen Arbeitstag bei der Ernte auf seine Pritsche gesunken. Aber so hat er sich das Militär doch nicht vorgestellt. Da ist nichts mehr von der fröhlichen Truppe, die sonntags mit klingendem Spiel durch Bonn zog, mit den schönen preußischblauen Uniformen, den wehenden Fahnen, der Musik und den winkenden Mädchen am Straßenrand. Da ist nur noch Gewalt, körperliche und seelische Gewalt. Aber dann allmählich, da Widerstand so unmöglich wie zwecklos ist, will er natürlich *da*

durch, will es *hinter sich bringen*, wenn es schon kein anderes Entkommen, kein Zurück mehr gibt. Und am Ende, früher oder später, überlebt man nicht ohne innere Zustimmung zu allem, dem man sich ausgeliefert hat. Eine lange Einübung im Ertragen des schwer Erträglichen, durch nichts als eiserne Disziplin und absoluten Gehorsam.

Wenn es andererseits eine stille Sehnsucht des jungen Conrad war, sich in einer größeren Ordnung wiederzufinden und aufgehoben zu fühlen, einem System, in dem individuelle Fragen und Entscheidungen weder möglich noch nötig sind, dann hat er dieses Ziel jetzt erreicht. Denn das ist ja die Kehrseite von Dienst, Gehorsam, Züchtigung und Gewalt: dass die Armee in festgelegter und zuverlässiger Weise für ihn sorgt, zumindest mit Nahrung, Kleidung, Obdach, Taschengeld. Und sie bietet sogar eine Perspektive: aufzusteigen durch Unterordnung und, besser noch, durch militärische Tapferkeit im Krieg. Schritt für Schritt, Rang für Rang.

Ausgebildet und *geschliffen* wird er – als zunächst dreijähriger Freiwilliger – beim 2. Rheinischen Infanterieregiment. Nach drei Jahren glaubt er das Schlimmste hinter sich zu haben und verpflichtet sich weiter, sei es aus innerer Überzeugung, sei es aus Mangel an Alternativen. 1858 findet man ihn im 3. Westfälischen Infanterieregiment und später, ab 1860 in Paderborn, im 7. Westfälischen Infanterieregiment, wo er den Rang eines Sergeanten hat. Ein Jahr später, nach zehn Jahren Dienst, wird er zum Feldwebel befördert. Conrad Adenauer hat bei alledem großes Glück, weil Preußen in diesen ersten Jahren seines Dienstes keinen Krieg führt. Er muss also nicht *ins Feuer*. Und selbst beim ersten der dann folgenden preußischen «Einigungskriege» – eine nationalistische Geschichtsschreibung nennt diese Kriege so, weil sie zur deutschen Einigung und zur Reichsgründung von 1871 führten –, also dem Krieg gegen Dänemark, 1864, nimmt sein Regiment nicht teil. Stattdessen wird es nach Köln verlegt, bezieht Quartier in der Kaserne am Neumarkt, mitten in der Stadt.

Köln, die große Stadt, hat ihn fasziniert. Siebenundzwanzig Kirchen, darunter zwölf großartige romanische, die in jeder anderen Stadt wohl ihrerseits große Dome wären; und dann die mächtige Kathedrale, der Dom, an dem seit einiger Zeit wieder gebaut wird. Zwar steht noch im-

mer, still und regungslos wie seit über dreihundert Jahren, der gigantische hölzerne Baukran aus dem 14. Jahrhundert auf dem flachen Dach des südlichen Turms – das weithin sichtbare Symbol eines gescheiterten Traums, einer Erstarrung der Stadt in fast noch mittelalterlichen Verhältnissen. Doch seit 1848 wird nun, nach den wiedergefundenen, sechshundert Jahre alten Plänen der frühen Dombaumeister, an der Kathedrale wieder gearbeitet, vor allem die beiden später so emblematischen spitzen Türme werden aufgerichtet.

Das beeindruckt den katholischen und zutiefst frommen Feldwebel Adenauer. Aber auch das alltägliche Leben fasziniert ihn, das quirlige, lärmende Treiben in der engen und von der alten Stadtmauer eingeschnürten Stadt, der dichte Verkehr der Droschken und der von Pferden gezogenen Omnibusse, das ununterbrochene Geschrei der Kutscher, der Lärm aus den vielen Handwerksbetrieben, die bunten Märkte und lebhaften Geschäftsstraßen, die Kneipen und Kaschemmen am Rhein, wo sich die Schiffer vergnügen, die Musik der Tanzböden, die eleganten und provozierend selbstbewussten Frauen – das alles hat er bisher nicht gekannt. Es ist die Stadt, in der sich Adenauer Jahre später als Zivilist endgültig niederlassen wird.

Das preußische *Cöln* ist zugleich die wichtigste Garnisonsstadt im Westen, voll von Soldaten; bei ungefähr hundertzwanzigtausend Einwohnern sind es mehr als zehntausend, darunter die vornehmen und gesellschaftlich gewandten preußischen Offiziere *aus den besten Familien*, zumeist sogar aus dem Adel. Da hat es ein Unteroffizier nicht ganz leicht, sich bei den *lecker kölsche Mädchen* ins Spiel zu bringen – wobei «lecker» in Kölner Mundart einfach «hübsch» bedeutet. Das älteste erhaltene Foto Conrad Adenauers, etwa aus dieser Zeit, zeigt einen ziemlich gutaussehenden jungen Mann von Anfang dreißig in der schmutzigen Ausgehuniform eines Feldwebels: dichtes dunkles Haar, nach hinten gekämmte Locken, dunkel auch der üppig wachsende Schnauzbart, eine virile Erscheinung, die den Mädchen gefallen haben wird; der Blick geht eher kühl und unbeteiligt an der Kamera vorbei.

Eines dieser *lecker Mädchen*, mit denen er jetzt abends, wenn er Ausgang hat, am Rheinufer poussiert, ist Helene, ungefähr sechzehn Jahre alt, Tochter eines gediegenen Kölner Bankbeamten, der von dieser

frühreifen Liaison natürlich nichts ahnt. Aber auch hier: keine Briefe, keine Tagebücher, keine späteren Erzählungen. Das Bild von Helene Scharfenberg, das noch heute im Rhöndorfer Schlafzimmer des Kanzlers hängt, zeigt Adenauers Mutter als schon etwas in die Jahre gekommene Schönheit mit Wuschelkopf, strengem Blick und einem Ausdruck von Enttäuschung und Bitterkeit, der sich ins Gesicht geschrieben hat; aber das sechzehnjährige Mädchen, das eine Beziehung zu dem doppelt so alten Feldwebel Conrad Adenauer eingeht, wird vom Leben noch *alles* erwartet haben. Wahrscheinlich haben sie an einem dieser Sommerabende einander die Ehe versprochen, allerdings, wegen Helenes Jugend, heimlich.

Dann, plötzlich, *kommt der Krieg*, wie man so sagt, und der Feldwebel *zieht in die Schlacht*. Aber natürlich «kommt» auch dieser Krieg nicht einfach so, er ist, wie alle Kriege, *gewollt herbeigeführt*: in diesem Fall vom preußischen König, seinem Ministerpräsidenten Otto von Bismarck und den Generälen. Es ist der zweite «Einigungskrieg», ein Krieg diesmal gegen das habsburgische Kaiserreich, der deshalb auch der *Deutsche Krieg* genannt wird – ausgelöst durch die preußische Kriegserklärung an Österreich vom 19. Juni 1866. Sein Hauptzweck ist, wie bei allen preußischen Kriegen seit den fernen Tagen des Großen Kurfürsten, den weiteren unaufhaltsamen Aufstieg Preußens zu einer führenden Militärmacht Europas zu beschleunigen – und zur dominierenden Macht eines künftigen deutschen Einheitsstaates.

Vielleicht begleitet Helene ihren Feldwebel noch zur Bahn, küsst ihn und steckt ihm eine Blume ins Revers; die ewig gleiche Szene des Abschieds, wenn der Soldat in den Krieg muss. *Vergiss mich nicht, Helene. Komm bald zurück, Liebster.*

Viele Männer werden aus diesem Krieg nicht zurückkommen. In Böhmen treffen die feindlichen Heere aufeinander; aufseiten der Österreicher kämpfen die Bayern, die Sachsen, die Württemberger und Tausende weitere Soldaten diverser deutscher Kleinstaaten gegen die Preußen: wahrhaftig ein deutscher Krieg. Conrad Adenauer nimmt teil an der alsbald berühmt gewordenen Schlacht von Königgrätz (heute heißt die tschechische Kleinstadt *Hradec Králové*), die für Preußen zur Glorie, für ihn persönlich aber zur Katastrophe wird. An einem einzigen Tag,

dem 3. Juli 1866, kämpfen auf einem engen Raum von wenigen Quadratkilometern mehr als vierhunderttausend Männer in einer extrem *verlustreichen Schlacht*, was die übliche Umschreibung für die Tatsache ist, dass binnen weniger Stunden Tausende Männer sterben, einander töten.

Die Schlacht von Königgrätz ist in allen Einzelheiten von Militärhistorikern dokumentiert, aber auch von Literaten wie Theodor Fontane (etwa in «Effi Briest») beschrieben worden, und so wissen wir auch, wo und wie genau das 7. Westfälische Infanterieregiment Nr. 56 – und mit ihm der Feldwebel Adenauer von der 28. Brigade – an diesem Tag kämpfte: in einem grausamen, blutigen Brennpunkt der Schlacht, nahe bei dem Dorf Probus. Sie laufen gegen ein verheerendes Infanteriefeuer der Sachsen an, und von den Flanken kommt Dauerfeuer aus bayerischen Kartätschen. Detonationen, Schreie, Befehle, Angst, Blut und Tod, die «Achtundzwanzigste» mittendrin; dann Sturmangriff und blutiger deutsch-deutscher Nahkampf mit aufgesetztem Bajonett, Mann gegen Mann. «Also eine der großen Szenen für die preußischen Geschichtsbücher», schwärmt der sonst eher besonnene Adenauer-Biograph Hans-Peter Schwarz.

Dieser Krieg gilt als «moderner» Krieg mit Eisenbahnen, mit Telegraphie und mit Gewehren, aus denen man zwanzigmal pro Minute feuern kann. Aber der eigentliche Akt des Tötens ist so archaisch wie immer: irgendetwas Metallisches, ein Bajonett, eine Kugel, ein Granatsplitter muss in das allzu schutzlose Fleisch eines Mannes eindringen, muss ihn dadurch, mitten im Gefecht, *außer Gefecht setzen* oder, im Idealfall, töten. Wie es etwa Adenauers Hauptmann geschieht, der durch einen Kopfschuss getötet wird und *fällt*.

Conrad selbst wird in diesem Gefecht schwer verwundet, überlebt aber, weil es gelingt, ihn rasch in ein Feldlazarett zu bringen; später wird er zu Genesungszwecken in die Heimat transportiert. Die Art seiner Verletzung ist unklar, muss aber, wie ein späteres militärisches Dokument ausweist, erheblich gewesen sein. Darin wird Conrad als «Ganzinvalid und temporär völlig erwerbsunfähig» beschrieben, sodass man ihm eine «chargenmäßige Pension von zehn Talern monatlich» zubilligt, außerdem eine «Verwundetenzulage» von monatlich zwei Talern,

die «Verstümmelungszulage» von fünf Talern und ein Extrageld von drei Talern monatlich. Diese Pension wird ihm «bis ultimo Oktober 1869», also für etwas mehr als zwei Jahre, gewährt. Summa summarum zwanzig Taler monatlich für einen verwundeten und verstümmelten Körper, von dem niemand sagen kann, ob er jemals wieder ganz gesund wird.

Sein Sohn Konrad hat sehr viel später erzählt, dass der Vater beinahe nie über seine Kriegserlebnisse gesprochen und schon gar nicht im Stil heldenhafter Veteranen, also verharmlosend, von ihnen geschwärmt hat. Allerdings hat er aus seiner langen Soldatenzeit seine grundlegenden Maximen abgeleitet, Regeln, mit denen er später seine Kinder traktiert: Als einer der Söhne einmal bei den Hausaufgaben sitzt, hört man von draußen ungewöhnliche Geräusche, aufgeregte Stimmen, die Feuerwehr ist im Einsatz. Wie sich herausstellt, ist ein Großbrand entstanden, mehrere Häuser stehen in Flammen, mitten in der Stadt am Neumarkt. Das will der Junge natürlich mit eigenen Augen sehen, die Gefahr, die Sensation. Er wirft den Griffel hin, um loszurennen. Doch der alte Krieger reagiert jähzornig: «Du bleibst sitzen! Und wenn Kanonen neben dir abgeschossen werden, du hast bei deiner Arbeit zu bleiben!»

Fünf Wochen nach jenem preußischen Rentenbescheid, am 10. August 1867, während man ihn noch im Lazarett zusammenflickt, wird Conrad befördert: «Dem bei Probus schwer verwundeten Feldwebel Adenauer wird der Charakter als Sekondeleutnant verliehen», ein recht ungewöhnlicher Aufstieg also in den Offiziersrang, wenngleich auch nur den alleruntersten. In einer durch und durch militarisierten Gesellschaft wie der preußischen ist diese Beförderung auch für das Zivilleben äußerst vorteilhaft: Adenauer, der Offizier. Entlassen wird er «nach Köln».

Nach Köln, wo Helene wartet.

Es ist allerdings ganz unklar, was Conrad Adenauer, inzwischen vierunddreißig Jahre alt, in der folgenden Zeit in Köln gemacht hat; eine zivile Tätigkeit nimmt er jedenfalls nicht auf. Wahrscheinlich ist sein Gesundheitszustand dazu auch noch viel zu kritisch – er ist Invalide, «Ganzinvalide» sogar, die Unterscheidung wird etwas bedeutet haben. Einmal, Jahrzehnte später, wird er seinem Sohn Konrad erzählen, wie

schlecht seinerzeit in den Lazaretten die Verpflegung war und wie sehr sie als angebliche Kriegshelden tatsächlich vernachlässigt wurden; sie litten sogar Hunger. Man kann vermuten, dass der Secondelieutenant a. D., wenn er in den endlosen Lazarett Nächten grübelnd wach lag, seine Lage realistisch beurteilte: seinen zusammengeflickten und nur langsam genesenden Körper, die eher kümmerliche und obendrein nur befristet gewährte Pension von zwanzig Talern monatlich, die ganz und gar ungewisse Zukunft. Da wird er sich auch den Plan einer Heirat mit der inzwischen achtzehn oder neunzehn Jahre alten Helene aus dem Kopf geschlagen haben, vorerst zumindest.

Doch dann, drei Jahre nach der Entlassung aus der Armee, ist er plötzlich wieder Soldat. Ein Soldat im Krieg. Man hat ihn reaktiviert, hält ihn jetzt für gesund genug, seine Haut noch einmal *zu Markte zu tragen*. Am 18. August 1870 kämpft sein altes Regiment in der Schlacht von Gravelotte, und Conrad Adenauer ist dabei. Allerdings muss er nicht mehr ganz nach vorn in die Feuerlinie; er wird als «Oeconomie-Offizier» in einer Handwerker-Abteilung seines Bataillons eingesetzt.

Dies ist dann also der dritte der preußischen «Einigungskriege», der Krieg gegen Frankreich – ausgelöst durch eine gezielte Provokation Bismarcks (mit der manipulierten «Emser Depesche») und der erwarteten und prompt erfolgten Kriegserklärung Frankreichs an Preußen am 19. Juli 1870. Conrads Bataillon nimmt, wie es heißt, an «schweren Waldkämpfen» teil, dann an der Einschließung der Festung Metz, an den Kämpfen um Amiens, Bapaume, St. Quentin, an der raschen Eroberung Nordfrankreichs und der Belagerung von Paris.

Und im Januar 1871, ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn, während Paris noch bombardiert wird, erreicht Otto von Bismarck das Ziel, das er seit Jahren verfolgt: die deutsche Einigung, den Zusammenschluss zahlreicher deutscher König- und Fürstentümer unter der Führung Preußens – und unter Ausschluss Österreichs.⁷ Im Spiegelsaal des Versailler Schlosses, dem Thronsaal Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs, wird der preußische König zum deutschen Kaiser proklamiert. Es ist der Abschluss einer Serie von Kriegen, und zugleich ist es der Keim eines künftigen Krieges, denn die Proklamation eines deutschen Kaisers im Spie-

gelsaal des Schlosses von Versailles, dem mythischen Herzen Frankreichs, ist für die Franzosen eine ungeheure, absichtsvoll zugefügte Demütigung, die nach Revanche schreit.⁸

Der Begeisterungstaumel unter den Deutschen aber ist ungeheuer, Bismarck geht als der große Held in die preußische und deutsche Geschichte ein, und in diesem nationalistischen Überschwang haben die allermeisten vergessen, dass bei der endlich gewonnenen Einheit etwas anderes – und vielleicht Wichtigeres – ganz und gar auf der Strecke geblieben ist: die Forderung nach demokratischen Freiheiten, wie sie 1848 formuliert wurden. Die Begeisterung Conrads über die deutsche Einheit, für die schließlich auch er gekämpft und beinahe sein Leben gegeben hat, ist so grenzenlos wie seine Bewunderung Bismarcks. Noch zwei Jahrzehnte später, als ein anderer deutscher Kaiser diesen Bismarck als Kanzler feuert und der «Lotse von Bord geht», diskutiert Conrad, zutiefst empört, mit seinem vierzehnjährigen Sohn Konrad diesen schmachvollen Abgang.

Jetzt endlich, nach beinahe zwanzig Jahren, hat Conrad genug; er zieht den Rock des Königs aus. Er hat sich schinden lassen, hat Leib und Leben riskiert, ist in feindliches Feuer gelaufen und hat Untergebene in feindliches Feuer geschickt. Er wird diese Momente der Angst, des Hasses und der fatalen Euphorie des Tötens auf dem Schlachtfeld tief in seinem Inneren verschließen. Es ist nicht bekannt, dass sie je hervorbrachen. Aber durch diesen *Dienst* hat er sich ein Anrecht erworben; er kann, seinem militärischen Rang entsprechend, in die Zivilverwaltung einsteigen, als Beamter. In seinem Fall ist das die mittlere Laufbahn. Es ist möglich, dass dies schon in jenem Meßdorfer Sommer 1851 sein eigentliches Ziel war: die Militärzeit zu machen, um Beamter zu werden, preußischer Beamter auf Lebenszeit.

Es ist die Epoche einer sehr dynamisch verlaufenden Industrialisierung, auch im Rheinland, und die alten gesellschaftlichen Klassen sind längst nicht mehr hermetisch voneinander getrennt. Der Aufstieg wird jetzt möglich *durch Dienst und Bildung*, wie man sagt. Oder auch durch Kreativität: Findige Techniker und Ingenieure, in Köln etwa Nicolaus August Otto, der 1864 in Deutz die erste Motorenfabrik der Welt eröffnet, werden erfolgreiche Unternehmer und steigen als Millionäre ins

Großbürgertum auf. Aber für die aufstiegswilligen Söhne aus den *niedereren Schichten*, die ohne besondere Schulbildung sind, bleibt nur der Dienst, das heißt der Militärdienst, an dessen Ende die Übernahme in den zivilen Staatsdienst möglich ist.

Conrad wird Justizbeamter am Kölner Landgericht, einem alten klassizistischen Gebäude am Appellhofplatz; es ist ein «Appellationsgericht», und also lautet sein Rang nunmehr Appellationsgerichtssekretär. Mehr als dreißig Jahre lang wird er hier seinen Dienst versehen, wird täglich zweimal, morgens und nachmittags, zum Amt gehen, an sechs Tagen in der Woche, Tausende und Abertausende Mal in vielen Jahren. Er fängt an als Gerichtsschreiber, also mit einer Aufgabe, die äußerste Korrektheit erfordert – und die seinem Charakter ganz und gar entspricht. Mit knapp vierzig hat er das Gefühl, es endlich geschafft zu haben; und das zu Recht. Es kommt nur noch darauf an, mit beständigem Fleiß und mit Eifer die ihm übertragenen Aufgaben zuverlässig und zur Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erledigen. Dafür zahlt der Staat ihm anfangs siebenhundert Taler pro Jahr, eine gewiss nicht stattliche, aber ausreichende Summe.

Zehn Jahre später ist er bereits in der höchsten ihm möglichen Position angekommen, als Kanzleirat. In der Funktion des Ersten Gerichtsschreibers ist er der Chef der Gerichtskanzlei und zugleich Vorsteher des Schreibdienstes. Einer seiner Vorgesetzten, Justizrat Bernhard Falk, wird später über ihn sagen: «Er war ein strenger Mann, nicht sehr liebenswürdig, aber überaus pflichttreu und gewissenhaft» – das Muster eines preußischen Beamten. Und so zeigt ihn auch das Bild, das bis heute neben dem von Helene in Konrad Adenauers Rhöndorfer Schlafzimmer hängt und das der Kanzler beim Einschlafen und Aufwachen stets vor Augen hatte. Ein überraschendes Detail ist dabei, dass Conrad keinen seiner Kriegsorden ans Jackett geheftet hat; offenbar will er jetzt nicht mehr der Leutnant a. D. sein, nur noch der erfolgreiche Beamte.

Aufstieg durch Dienst oder Bildung – doch die Bildung wird immer erst in der nächsten Generation möglich. Es ist der Ehrgeiz des Kanzleirats, seine drei Söhne einmal aufsteigen zu sehen, weit über jenen Punkt hinaus, der für ihn selbst eine unüberschreitbare Grenze bildet. Tatsächlich werden alle drei Söhne studieren, und zwei davon, August

und Konrad, werden – gewiss nicht zufällig bei diesem Vater – die Juristenlaufbahn einschlagen, mit Universitätsabschlüssen, wie sie nur die allerhöchsten Vorgesetzten des Kanzleirats haben. Der mittlere Sohn, Hans, wird Theologe und schließlich Priester. Welch eine Befriedigung für Conrad, die eigenen, aber unerreichbaren Ziele doch noch verwirklicht zu sehen – in den Söhnen.

Es wäre allerdings ein Missverständnis, in Conrad Adenauer eine Art *workaholic* sehen zu wollen, einen Mann, dem die Arbeit eine Sucht ist wie dem Alkoholiker der Schnaps; vielmehr geht es um *Tugenden*. Sein Sohn Konrad wird Jahrzehnte später die neben der Frömmigkeit wichtigsten Tugenden seines Elternhauses so beschreiben: «Pflichtgefühl, Redlichkeit, Fleiß und jener sachliche Ehrgeiz, der bestrebt ist, jede Aufgabe unter Anspannung aller Kräfte zu lösen.» Diese *Anspannung aller Kräfte*, und zwar ständig, ist ein äußerst strenges Programm. Hilfreich sind dabei: Selbstdisziplin, Genügsamkeit der Lebensführung, radikale Sparsamkeit. Und natürlich absoluter Gehorsam gegen die Eltern, gegen die Gesetze des Kaisers und die Gebote Gottes.

Viel Frohsinn und Heiterkeit kann es im Hause des Kanzleirats nicht gegeben haben.

Es ist eine festgefügte Welt, angelegt für die Ewigkeit und im Geiste «strengster Katholizität», wie der Historiker Henning Köhler sagt.⁹ Eine Frömmigkeit, in deren Mittelpunkt die Idee eines zürnenden, straffenden Gottes steht, mit einem permanenten Sündenbewusstsein und der entsprechenden Angst vor der – buchstäblich geglaubten – Hölle samt ihren Qualen. Konrad, der Sohn, wird erst in sehr hohem Alter zu einer milderen, heiteren Form des Glaubens finden, dabei vor allem von seinem Sohn Paul, dem Priester und Theologen, beeinflusst.

Im Hause Adenauer in der Kölner Balduinstraße, nahe dem Hahnenort, wird vielleicht nicht der tiefe Glaube, aber doch eine vorbildliche Frömmigkeit gelebt, mit täglichem Besuch des Gottesdienstes, mit Gebeten morgens und abends und dem gemeinsamen Tischgebet mittags, mit der Heiligen Messe am Sonntagmorgen und der Andacht am Nachmittag, mit regelmäßiger Beichte und der Beachtung der Fastenzeit, mit selbstverständlicher Teilnahme an den Feiern und Festen des Kirchenjahres – und so wird es auch der alte Kanzler bis in seine letz-

ten Jahre halten, wenn er am Sonntag seinen Platz in der Rhöndorfer Dorfkirche einnimmt oder ganz selbstverständlich am örtlichen Fronleichnamzug teilnimmt. Der Glaube der Kinderzeit bleibt im Herzen dieses manchmal zynischen, machtbewussten Politikers lebendig, unveränderlich eingeschmolzen wie ein schillerndes Insekt im Bernstein. Aber diese festgefügte Welt der Kindheit und Jugend, in der alles ist, wie es ist, weil es so sein muss und nicht anders sein kann – sie hat den Kindern gewiss auch ein Gefühl grundlegender Geborgenheit gegeben, ein Vertrauen in die Welt. Es ist die Welt, die 1918 zerbricht und so sehr in Stücke geht, dass in Konrad ein tiefes Verlangen nach Ordnung entsteht, einer neuen gesicherten Ordnung.

Dieses Verlangen wird sein politisches Handeln bestimmen.

Zur Frömmigkeit im Hause Adenauer gehört eine selbstverständliche, strenge Sexualmoral, festgelegt durch das sechste Gebot, aber auch durch die gesellschaftlichen Konventionen des Bürgertums. Man kann sich bei Conrad Adenauer vorehelichen Sex, auch außerehelichen Sex, also Ehebruch, Bruch der heiligen Ehe, ebenso wenig vorstellen wie später bei seinem Sohn Konrad. Von heute aus betrachtet – und nur so können wir es betrachten –, ist das ähnlich fremd und irritierend wie die Erziehungsmethoden jener Zeit. Zur Erziehung der Kinder, sei es im Elternhaus oder in der Schule, gehören harte Strafen, vor allem Prügelstrafen, das ist vollkommen selbstverständlich. Der Stock des Vaters, der Rohrstock des Lehrers. Die verbreiteten Ratgeberbücher zur *modernen, zeitgemäßen Kindererziehung* empfehlen jungen Eltern gerade diese Methode, zuerst um Gehorsam zu erzwingen, dann aber auch um jeder gefährlichen *Verweichlichung* vorzubeugen. Auch Konrad Adenauer wird seine Söhne schlagen, in völliger Unschuld gewissermaßen, manchmal auch regelrecht verprügeln. Sein jüngster Sohn, *Schorsch*, der 1931 geborene Georg Adenauer, kann diese Erfahrung bis heute nicht einfach wegwischen, etwa mit dem verbreiteten Schultersucken «Et hat aber nich jeschadet». Er erinnert sich an demütigende Nächte, die er als Strafe für irgendeine jugendliche Missetat, etwa eine angstvolle Notlüge, im Kohlenkeller verbringen musste, hinter Schloss und Riegel.¹⁰

Strafende Väter, die das Urteil fällen und sofort vollstrecken.

Konrad, der drittgeborene Sohn des Kanzleirats, ist dieser Vater-Sohn-Verstrickung niemals entkommen. Nach seinem Tod im April 1967 fand man in seinem Schreibtisch einen Brief an seinen Vater, geschrieben 1895 und also mehr als siebenzig Jahre sorgfältig aufbewahrt; es ist ein Rechenschaftsbericht. Er war als Student von München aus mit einem Freund nach Italien gereist, größtenteils *per pedes* und bei extremster Sparsamkeit. Er wollte so gerne einmal Venedig sehen. Sein Vater aber, der beamtete Pfennigfuchser, sah darin nicht nur eine sinnlose Geldverschwendung, sondern gotteslästerlichen Luxus, und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. Es kam sogar zum Zerwürfnis, und Konrad versucht in dem Brief, die Gunst des Vaters zurückzugewinnen, indem er, wie vor einem Staatsanwalt, Punkt für Punkt jede einzelne Geldausgabe begründet – obwohl es eigentlich sowieso sein eigenes Geld war, das er sich zuvor vom Munde, das heißt vom spärlichen monatlichen Wechsel, abgespart hatte. Aber wenn diese Rechtfertigung siebenzig Jahre lang, griffbereit wie eine Handakte, die man jederzeit verfügbar haben muss, in der Schreibtischschublade liegt – in welcher Art von unerledigtem Strafprozess kämpft dann eigentlich der Verfasser dieses Briefes?

Der Schatten der Väter reicht weit.

Als der ehemalige Meßdorfer Jungknecht schließlich auf die sechzig zugeht, im Jahr 1891, wird ihm für seine Verdienste in der Justizverwaltung eine außerordentliche Ehre zuteil: Er erhält den «Rothen Adler-Orden IV. Klasse», eine Auszeichnung, die, wie Henning Köhler recherchiert hat, selbst so mancher Landgerichtspräsident nie im Leben bekommt. Vierzig Jahre nach dem entscheidenden Meßdorfer Sommer ist Conrad Adenauer ganz in der Behaglichkeit bürgerlichen Lebens und seiner Gewissheiten angekommen. Und noch einmal Jahre später, 1905, im Jahr vor seinem Tod, erhält er eine noch viel höhere Auszeichnung, den begehrten und ganz selten verliehenen «Kronenorden III. Klasse».

Wenn es einmal so weit sein wird und man ihm sein Grab richtet auf dem Kölner Melatenfriedhof, dann werden auf dem stattlichen Grabstein alle die Ränge, Titel und Orden aufgeführt, die Johann Conrad Adenauer in seinem irdischen Leben durch Fleiß, Gehorsamkeit und

Pflichterfüllung erworben hat – in einem gottgefälligen Leben, in Treue fest für Kaiser und Gott.

Aber so weit ist es noch nicht.

[...]

Endnoten

- 1 Diese Straßenzüge sind verschwunden. Sie lagen etwa dort, wo heute die Reuterstraße als langgezogene Brücke die alte Kaiserstraße überquert.
- 2 Gottfried Kinkel (1815–1882) war ein deutscher evangelischer Theologe, Schriftsteller und demokratisch gesinnter Politiker.
- 3 *Preußischer Fahneneid* von Walter Flex
- 4 «Preuße zu sein, ist eine Ehre, aber kein Vergnügen.»
- 5 Im Roman *Der Stechlin*. Aufbau, Berlin / Weimar 1984
- 6 Bradley Smith, Agnes Petersen (Hrsg.), *Himmler, Geheimreden 1933–1956*. Propyläen, Frankfurt / Berlin 1974
- 7 Die sog. kleindeutsche Lösung, bis Hitler 1938 die «großdeutsche» Lösung erzwingt – und damit sein großdeutsches Reich
- 8 In einem solchen von Revanche erfüllten Milieu wächst in Lille der 1890 geborene Charles de Gaulle auf, in einer eigentlich fortschrittlichen, toleranten Familie; Charles beschließt sehr früh, als Soldat gegen die Deutschen zu kämpfen.
- 9 Henning Köhler, *Adenauer. Eine politische Biographie*. Propyläen, Frankfurt / Berlin 1994
- 10 Gespräche und Interviews mit Dr. Georg Adenauer, Rhöndorf und Schleiden, 2011 und 2012